

Oskar Köhler

„Wenn wir Sie zu Pius IX. geschickt hätten . . .“

Der 18. Juli 1870 und der Briefwechsel zwischen
Ignaz von Döllinger und Charlotte Lady Blennerhasset

Es war natürlich eine der liebenswürdigen Galanterien des 73jährigen Kirchenhistorikers Ignaz von Döllinger, wenn er im März des Jahres 1872, als die ihn und nicht nur ihn treffende Entscheidung über die päpstliche Unfehlbarkeit (18. Juli 1870) längst gefallen war, seiner „lieben Freundin“, der bayerischen Grafentochter Charlotte von Leyden, vermählte Lady Blennerhasset, schrieb, *sie* hätte man zu Papst Pius IX. schicken sollen, weil auch dieser ihr nichts hätte abschlagen können und ihr zuliebe „die Kirche mit seinen neuen Dogmen verschont“ hätte. Die Dame war seiner siebenjährigen väterlichen Freundschaft um diese Zeit zumindest ein wenig entwachsen, ging jetzt auf die dreißig zu und war im Juni 1870 von ihrem geistlichen Freund mit Sir Rowland Blennerhasset getraut worden, seit einem Jahr Mutter des Klein-Arthur, den Döllinger mit großväterlich gestimmten Hoffnungen bedachte.

Ein Beitrag zu fehlenden Biographien

Daß der in Luzern lebende, aus Luxemburg stammende Kirchenhistoriker *Victor Conzemius* seine Edition des Döllinger-Briefwechsels, dessen erste drei Bände (1963/71) die Korrespondenz mit Lord Acton, einem führenden Repräsentanten des katholischen Liberalismus in England, enthalten, nunmehr mit dieser Brief-Geschichte zwischen dem Professor und der Lady überaus verdienstvoll fortsetzte¹, eröffnet mehrere Aspekte. Unter diesen hebt sich die diskrete gegenseitige Neigung, der oft beredete, aber so selten wie in diesem Fall wirklich glückhafte pädagogische Eros tröstlich ab von den Schicksalsschatten, die jener denkwürdige Juli-Tag in Rom über die in dieser Korrespondenz auftretenden Personen geworfen hat.

Da es zwar eine schier uferlose Literatur über *Döllinger* gibt, aber keine wirklich genügende Biographie, sind die warmherzig-sensiblen, nie sentimental persönlichen Züge, die in diesem Briefwechsel sichtbar werden, eine wichtige Bereicherung im Bild des so oft wegen seiner Arroganz getadelten Mannes.

Die Literatur über *Charlotte Lady Blennerhasset* ist demgegenüber äußerst

schmal, und Victor Konzemius will in seiner „Einleitung“ nur einen biographischen Rahmen zeichnen, hauptsächlich für die Zeit des edierten Briefwechsels von 1865 bis 1886. Seine Bemerkung, diese Frau werde „in einer Historiographie, die nur den Institutions-, Verbands- und politischen Katholizismus gelten läßt, auch heute beharrlich totgeschwiegen“ (S. XXVIII), setzt zwar eine Absicht voraus, wo es sich doch wohl zumeist eher um ein freilich höchst bedauerliches Desinteresse handelt. Aber die biographische Skizze liefert eine sonstwo nicht zu gewinnende Auskunft über eine faszinierende Frauengestalt, deren Namen man in berühmten Lexika und Registern in der Tat vergeblich sucht.

Es gibt in ihrem Leben noch einen anderen „geistlichen Briefwechsel“, den mit dem Freiburger Kirchenhistoriker *Franz Xaver Kraus*, dessen Nachlaß *Hubert Schiel*, vor kurzem gestorben, in Trier betreut hat. Angesichts der äußerst bewegten Eintragungen Krausens in sein Tagebuch (9. Oktober 1876: „Es kann keine größere Übereinstimmung zweier Seelen in ihren Neigungen, in ihren heiligsten Überzeugungen geben als die zwischen Charlotte und mir. Nur daß sie unendlich besser, treuer, reiner ist als ich armer Geknickter“)² wird die Edition auch dieses Briefwechsels für eine sehr wünschenswerte Biographie der Lady Blennerhasset deshalb wichtig sein, weil zu fragen ist, was für sie selbst diese Begegnung mit einem Theologen bedeutete, der in jeder Hinsicht eine so anders geartete Persönlichkeit war als ihr Lehrer und Freund Döllinger.

Es ist völlig legitim, sich für solche psychischen Interiora zu interessieren. Denn der Austrag religiöser und theologischer Probleme spielt sich in einem Lebenszusammenhang ab, von dem man sie nur abstrahieren kann, um sie zu einem intellektuellen Sandkastenspiel zu machen.

In der reichen literarischen Tätigkeit, die Charlotte Blennerhasset seit ihren vierziger Lebensjahren entfaltete, ragt die dreibändige Biographie über „Madame de Staël“ heraus (1887/89), über diese geistsprühende und verbindungsreiche Französin (1766–1817), bei der sie „verwandte Züge des eigenen Lebens und der eigenen Ideale entdeckte“ (XXIII). In der Tat gibt es bedeutsame Ähnlichkeiten zwischen den beiden Frauen. Aber nicht nur war der amouröse Lebensstil der Französin für Charlotte Blennerhasset (sie erbte wohl ihre Begabung von der aus einer jüdischen Hofbankiersfamilie stammenden Mutter) bei all ihrer freilich jansenistisch moderierten erotischen Anziehungskraft eine verabscheuungswürdige Welt; sie unterschied sich wesentlicher noch vom geistreichen intellektuellen Spiel durch jene absolute Verbindlichkeit, zu der sich diese Repräsentantin des liberalen Katholizismus in ihrem Testament (1915, gestorben am 10. Februar 1917) bekannte: „Ich sterbe im Bekenntnis der einen, heiligen, katholischen Kirche, deren Gnadenmittel mich im Leben begleitet und in seinen Prüfungen aufrechterhalten haben.“ Was hier abgeschlossen wird, „ist kein glückliches Leben, gewiß nicht“, bemerkt Konzemius in seiner einfühlsamen Skizze, das Wort von Macaulay über Dante zitierend: „Too proud and too sensitive to be happy“ (XXX).

Zu stolz und zu empfindsam: Diese Worte charakterisieren mehrere Bereiche im Leben von Charlotte Blennerhasset. Eine Heirat nennt die 24jährige den „einzigen Weg, auf legale Art eine gewisse, notwendige Selbständigkeit zu erreichen“, und angesichts dieser Motivation hat sie sicher recht, wenn sie dem „jungfräulichen Stand an und für sich“ den Vorzug gibt, wäre sie nur „frei in ihrem Entschluß“. Kaum wohl wäre ihre Familie dem Weg ins Kloster entgegengestanden. Es geht hier um den im damaligen Bürgertum in aller Regel nicht respektierten Status der „alleinstehenden Frau“. Die Verlobung mit einem bayerischen Grafen scheitert, kaum nur an den finanziellen Verhältnissen und offenbar an ihrem eigenen Nein. Und so freudig sie auch dem verehrten Freund Döllinger die Begegnung mit Sir Blennerhasset in Rom (1870) mitteilt („daß Gott mich mit einem Mann zusammengeführt hat, der mir alle Möglichkeit einer würdigen und glücklichen Existenz mit ihm bietet“), so korrekt auch diese mit drei Kindern (eines ist früh gestorben) gesegnete Ehe war: die bereits in ihrem Anfang gegebene „Pendlerexistenz zwischen London und München“ (XIX) war vielleicht so wenig nur von äußeren Bedingungen „auferlegt“ wie die Rückkehr nach München 1886, also nach 16jähriger Ehe (der Ehemann starb 1909, und Charlotte nannte ihn einen „anziehenden Menschen, intelligent und von vielseitigem Interesse bis zu seinem Ende“).

„Er wollte sein Leben leben; und er hat es getan“, schrieb Charlotte über Sir Rowland. Sie hat es auch getan, und obwohl sie 1870 an Döllinger vom „vollständigsten theologischen Einklang“ mit ihrem künftigen Ehemann, einem Freund Lord Actons, schreibt, war sie wohl doch weit mehr als er in ihrem tiefsten Existenzgrund an die Frage gebunden, was mit der Kirche geschieht, wenn die Unfehlbarkeit des Papstes verkündet wird. Und weil sie bei aller Verehrung für Döllinger ein eigenständig denkender Mensch war, nicht zuletzt vom väterlichen Freund dazu erzogen, ist es ungemein bewegend zu sehen, wie eng die Geschichte dieser Freundschaft korrespondiert mit dem Glaubensweg, den Charlotte Blennerhasset zu gehen hatte.

„Der liebe Gott verläßt uns nicht, lieber Herr Propst ...“

„Es gibt nichts Schöneres als katholisch zu sein“, schrieb die 22jährige 1865 an den Professor, der sie „my adopted daughter“ nannte (daß sie sich zunächst in englisch und französisch schrieb, italienische Wendungen, namentlich Dante-Zitate, eingeflochten, macht den Eindruck von Bildungsbeflissenheit, mag aber auch eine Weise der Diskretion gewesen sein). Sie ist schockiert von den „Papstfabeln des Mittelalters“ (1863), die ihr Döllinger – neben einem immensen Lektüre-Programm vor allem aus der französischen und englischen Geschichte – zugestellt hatte. „Sie bitten, daß ich nichts Schlimmeres nachfolgen lasse“, erwidert Döllinger und findet selbst, „daß es klüger ist, solche Dinge anderen zu überlas-

sen“, was sie „mit wahrer Freude“ quittiert: ein solcher Verzicht werde „nicht die geringste Perle“ in der Krone seines Lebenswerks sein. Döllinger hat sich bekanntlich nicht daran halten können, und sein einen Skandal auslösender Vortrag über „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat“ (1861) und der Vortrag über „Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“ (1863) bei der dann so verhängnisvoll verdächtigten Münchener Gelehrtenversammlung hatten schon zuvor seinen Weg der Kritik markiert.

Trotzdem muß die Reaktion des Lehrers auf die Bedenken seiner geliebten Schülerin als ein *Ritardando* jedenfalls ernst genommen werden. „Seit ich Sie kenne, ist eine Veränderung in mir vorgegangen“, und zu seiner Freundschaft mit Lord Acton sei „ein drittes Persönchen“ hinzugekommen, schrieb er ihr. Und als sie die von ihrem Bibliotheksbestellzettel 1865 veranlaßte Begegnung mit ihm als „*bénédiction pour ma vie*“ erinnerte, erwiderte er ihr, „the providential character of that little accident“ habe sich in einer Gegenseitigkeit des Gebens und Nehmens entfaltet zu seiner so festen Verbindung, „that only death or the changed will of the younger party could break it“.

Solche Bekundungen des persönlichen Verhältnisses sind nicht häufig in dieser Korrespondenz, die hauptsächlich literarischen und kirchlichen Themen gewidmet ist. Die „wahre Antipathie“, welche Charlotte Blennerhasset gegenüber den „Witterungen der Seele“ (1867) von *Alban Stolz*³ bekundet, die Zustimmung Döllingers erntend, ist ein Indiz ihrer seelischen Ökonomie. Aus der Seltenheit intimer Äußerung darf man auf ihr Gewicht schließen. Döllinger ist auch keineswegs nur der Anwalt der kritischen Position. Charlottes Empörung über den „Betrug“ der Konstantinischen Schenkung mäßigt er mit dem Hinweis, daß diese doch recht bald als echt gegolten hat. Und im Oktober 1869, als die Infallibilitätsdebatte sich zuspitzte, empfahl er seiner Freundin das Studium der Kirchengeschichte als ein „Sedativ“ (Beruhigungsmittel), weil daraus zu ersehen sei, „wie solche Kämpfe und Gegensätze zuletzt sich lösen“.

Eine solche „Lösung“ hat sich erst hundert Jahre später angebahnt. Wer einen zumindest historischen, wenn nicht glaubensgeschichtlichen Sinn hat für persönliche Wege und den Akt der Unterwerfung unter eine kirchliche Entscheidung nicht als die Befolgung der Lebensmaxime „Vogel friß oder stirb!“ qualifiziert, kann nur mit innerer Bewegung verfolgen, wie sich Glaubensfrage und freundschaftliche Treue in Charlotte Blennerhasset während jener Jahre peinvoll verknüpften.

So wenig auch eine platte Polemik in der katholischen Historiographie Döllinger gerecht wird, so bemerkenswert ist es, um wieviel stärker das Gefühl der Solidarität mit der römisch-katholischen Kirche in seiner Freundin ausgeprägt ist. Dies zeigt sich sehr deutlich in ihrer sanften Kontroverse über die 1867 wohl nicht ohne aktuelle Absicht erfolgte Heiligsprechung des spanischen Inquisitors Pedro de Arbués (Arbués hatte drei Todesurteile veranlaßt und wurde 1485 auf Betreiben aragonesischer Aristokraten erdolcht). Charlotte äußert sich ärgerlich über die

Art, in der ihr Gesprächspartner (der spätere Bräutigam) den Fall, sich auf Döllinger berufend, behandelte, ansonsten an „katholischen Dingen“ doch nicht ernstlich interessiert; gewiß sei Arbués ein „Flecken“, aber doch „ein Flecken auf der Sonne“, der Kirche, und wo die Heiligsprechung nicht zu billigen sei, „so hätten wir zu schweigen“ und nicht „in den Chor einzustimmen“. Döllinger bleibt dabei, daß er die Kanonisation „in höchstem Grade mißbilligt“, geht aber auf die Argumentation seiner Freundin nicht ein. Diese hofft, daß der von Döllinger befürchtete Geist auf dem Konzil besiegt wird. Sie betet dafür und vertraut: „Der liebe Gott verläßt uns nicht, lieber Herr Probst.“ „Liebe Prophetin!“ lautet die Anrede im nächsten Brief des Freundes.

„An die Tage nach dem Konzil denken . . .“

Im August 1867 wetterleuchtet es in der Korrespondenz. Charlotte: „Wir beide gehören bereits zusammen mit und in jener Sympathie, die mit den schwankenden Gefühlen des Moments nichts mehr gemein hat.“ Eine Trennung sei nur denkbar bei Trennung ihrer Überzeugungen, und dies wäre „ein nie zu heilender Schmerz“. Döllinger erwiderte, wenn sie einmal trotz aller Prüfungen anderer Ansicht als er bliebe, „so würde ich an der Richtigkeit meiner eigenen Überzeugungen zu zweifeln anfangen und sie einer Revision unterziehen“. Die Differenz, die hinsichtlich des päpstlichen Protests gegen die neue Ehe- und Schulgesetzgebung in Österreich (Juli 1868) zwischen dem Freundespaar auftaucht – Charlotte zeigt großes Verständnis für Pius IX., wenn auch nicht für dessen Tonart, Döllinger spricht vom „Unfehlbarkeitswahn“ und der „echt weiblichen Apologie“ seiner Freundin, was kein Kompliment war –, konnte ausgeglichen werden, weil Charlotte betont hatte, daß sie trotz allem für Montalembert und gegen Louis Veuillot (extremistischer Vorkämpfer der Infallibilität) sei.

Vom November 1868 bis zum Mai 1869 hielt sich Charlotte Blennerhasset bei Freunden in Belgien und in Paris auf. „Entscheidend für die Reifung von Charlottes religiös-kirchlichem Urteil war die Begegnung mit liberalen Katholiken“ in diesen Ländern (XV). Aber sie zeigt sich auch recht kritisch in ihrem Urteil über deren Zerstrittenheit, ist betroffen von der „Leidenschaftlichkeit“ des Montalembert (damals bereits todkrank, starb er vier Monate vor dem 18. Juli 1870). Einen sehr tiefen Eindruck hinterließ die persönliche Begegnung mit Dupanloup, dem Bischof von Orléans, den sie bereits in einer Korrespondenz (über Fragen der Frauenbildung) kennengelernt hatte. Er werde „diesmal die Pflichterfüllung in der Opposition und nicht in der Unterwerfung“ (wie anlässlich des „Syllabus“ vom 8. Dezember 1864) suchen, schrieb sie an den Freund. Sie war auch diesmal keine „Prophetin“.

„Mehr als früher“ fand sich Charlotte Blennerhasset in Belgien überzeugt, „daß

den weitesten Ideen das letzte Wort gehören muß, allein unsere Generation wird wohl darüber zu Grunde gehen“, und sie weiß sich Döllinger „in allen Überzeugungen noch näher als bisher“. Wäre sie erst in Rom gewesen, meint der Freund, so wäre die „Übereinstimmung wahrscheinlich eine ganz vollständige“. Er hatte ihr noch vor drei Jahren gewünscht, sie möge nicht in Kämpfe hineingezogen werden. Aber aus dem so unpathetischen Stil der Korrespondenz hebt sich die Unterschrift des Briefs vom 6. November 1869 ab: „In dankbarer, unwandelbarer Anhänglichkeit Ihr treues Kind Charlotte.“

Die Tiefe dieser Anhänglichkeit kann nur begriffen werden, wenn die freie Selbständigkeit dieser Frau dazu genommen wird. In ihren römischen Briefen kritisiert sie die „Quirinus“-Briefe des Freundes in der „Allgemeinen Zeitung“ mit dem für sie bezeichnenden Argument, die „Feinde“ müßten diese als einen Angriff auf „die ganze Kirche“ verstehen. Und im Bewußtsein der nahenden „Katastrophe“: „Man muß an die Tage nach dem Konzil denken“ – ein erstaunliches Wort der 27jährigen Dame, das man ins Stammbuch aller Ungeduldigen heute schreiben möchte. Aber vorerst war es die bittere Frage, wie das Heute mit Anstand zu bestehen sei.

Sechs Monate vor der Definition beschwört Charlotte den Freund, sich nicht „nutzlos zu opfern“, indem er sich mit einer konzilsgeschichtlichen These exponiert, fleht sie ihn geradezu an, ihr „das Recht“ ihrer „unbegrenzten Verehrung, Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu lassen“. Der Niederschlag des Ereignisses vom 18. Juli 1870 findet sich nicht in dieser Korrespondenz, sondern in dem teilweise erhaltenen „Tagebuch“, das Charlotte Blennerhasset an ihrem Hochzeitstag (9. Juni 1870) beginnt. Man kann es kaum allein aus der Erregung erklären, wenn sie unter dem Datum vom 18. Juli schreibt: „Gewinnt das deutsche Schwert im nahenden Völkerkampf, wie deutscher Glaube und deutsche Wissenschaft ihn in der Konzilsaula gewonnen haben, dann wird das Infallibilitätsdogma der lateinischen Race unter seinen wuchtigen Streichen in den Staub der Vergangenheit rollen, wohin die Menschheit den unbrauchbar gewordenen Plunder des Absolutismus und der Willkür schleudert.“ Ihre Erinnerung daran, wie sie das Jahr 1866 erlebt hatte, hätte sie davor bewahren können, so leichtsinnig vom Segen des „deutschen Schwertes“ zu schreiben, und sei es nur in ein Tagebuch. Dennoch zeigt gerade dieser Eintrag in das Tagebuch einer Frau, die ihrer Kirche mit so großer Solidarität verbunden war, welche Erschütterung das neue Dogma auslöste.

Daß man „an die Tage nach dem Konzil denken“ muß, wurde jetzt bitterer Ernst, in der eigenen Entscheidung sowohl wie im Freundesverhältnis. Am 3. April 1871, also nach der öffentlichen Weigerung Döllingers, schrieb Charlotte einen Brief an den „Verehrten, lieben Freund“, der zwar keineswegs ein Abschied ist, aber doch wohl ein neues Kapitel in der Geschichte dieser Freundschaft eröffnet. Der erste Satz ist merkwürdig, drängt die persönliche Betroffenheit geradezu ins Literarische. „In unserem Briefwechsel, der nun schon Jahre ausfüllt

und so bedeutungsvoll für mein Leben geworden ist, würde ein Glied fehlen, wenn ich nicht zu meiner eigenen Befriedigung in diesen Tagen Zeugnis ablegte, daß ich Ihnen mit allen meinen Sympathien, Gebeten und Wünschen in den schweren Kampf gefolgt bin, den Sie auf sich genommen haben und nun – da es leer um Sie geworden an solchen, die zur Kampfgenossenschaft berufen waren – allein ausfechten müssen.“ Die (dann am 17. April erfolgte) Exkommunikation Döllingers war bereits an diesem Tag eine Gewißheit. Dahinein aber konnte sie dem Freund ebensowenig folgen, wie es Lord Acton vermochte. Aber sie verteidigte den Freund gegen die „ekelhafte“ Rede von seinem „eitlen Hochmut“, und Döllinger dankte ihr dafür noch am gleichen Tag des Abends, mit der Zufügung freilich, „so ganz vereinsamt“ stehe er doch nicht da. Daß er sich der falschen Bundesgenossenschaft versagte und der „Isolierung“ dann doch den Vorzug gab, daran haben die Freunde und so auch Charlotte Blennerhasset ihren Anteil.

Am Ende des Jahres 1871 markiert sie gleichsam eine Zäsur in der Geschichte ihrer Freundschaft, blickt sie zurück und denkt sie „mit Sehnsucht an die verstrichenen Jahre, in denen unser Briefwechsel so regelmäßig erfolgte, daß er eine wahre Zeitgeschichte war“. Nun – es war viel mehr als dies gewesen⁴, und wie schon im Brief vom 3. April ist in dieser Wendung von der „Zeitgeschichte“ eine distanzierende Objektivierung zu spüren. Die Blüte dieser Freundschaft war dahin, aber ihr Herbst dauerte. Darauf deutet die Bemerkung von Victor Conze-mius über den weiteren Lebensweg von Charlotte Blennerhasset hin: „Den Kulturkampf lehnte sie ebenso sehr ab wie die Solidarisierung mit der katholischen Gegenwehr gegenüber den repressiven Maßnahmen des Staates“ (XX).

Es ist sehr aufschlußreich, wie sich die verschiedenen nach dem 18. Juli 1870 begangenen Lebenswege in den Äußerungen von Charlotte Blennerhasset spiegeln. Es schmerzt sie tief, wie sie an Döllinger schrieb, daß ihm „dies schwere Zeugnis nicht erspart wurde, durch die Schwäche derer, welche kraft ihres Amtes berufen gewesen wären, es vor allem, unter viel günstigeren Umständen abzulegen“. Sie dachte dabei wohl an Bischof Dupanloup, der den Papst persönlich beschworen hatte, auf die Definition zu verzichten, das Konzil verließ und dann das Dogma anerkannte. Nach Orléans werde sie kaum gehen, schrieb sie am 17. Juli 1871 an Döllinger, und die Begegnung im März 1872 verlief in freundlicher Distanz. Doch die Rom-Fahrt des 72jährigen Bischofs nannte sie zwei Jahre später einen „moralischen Selbstmord“.

Den Brief, den der Oratorianer A.-J.-A. Gratry (1863 Professor an der Sorbonne) am 25. November 1871 an den Pariser Erzbischof geschrieben hatte, daß er alles, was er vor dem 18. Juli 1870 über die Infallibilität bemerkt habe, „ausstreiche“, empfand sie als „höchst geschmacklos“ („als wenn das möglich wäre“, notiert sie in ihrem Tagebuch). Dagegen ist sie 1872 äußerst betroffen von der Heirat des ehemaligen Karmeliten *Père Hyacinthe* (*Charles Loyson*) und bittet Döllinger, der ihn protegierte, um den öffentlichen Tadel.

Liberal und konservativ

Ihr Kopf könne ihm nicht immer folgen, „aber mein Herz kann es“, schrieb Charlotte 1874 aus London an Döllinger, der nun Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften geworden war. Auf Döllingers begreifliche Rückfrage erwidert sie, er sei wohl in seinen „edelsten Bestrebungen“ nicht imstande zu sehen, „wie wenig der Welt zu Ihren Füßen Verständnis, Sympathie und opferwillige Liebe für das Heilige geblieben ist“. Was immer an diesem Urteil über den Freund richtig ist, in der konservativen Grundsubstanz ihres Denkens und Empfindens war sie tief besorgt über einen Liberalismus, der nicht der ihre war.

Am 3. Juni 1900 trägt *Franz Xaver Kraus* nach einem Besuch von Charlotte Blennerhasset in sein Tagebuch ein: „Es schmerzt mich, einem seltsamen Mangel an Objektivität zu begegnen . . . So muß ich zweifeln, ob sie imstande sein würde, mich zu verstehen und nach meinem Tod mich anderen zu erklären. Es ist und bleibt in ihrer Seele ein Fonds bayrisch-ultramontanen Opportunismus . . .“ (er änderte entsprechend sein Testament von 1897). Dieser Sturz aus enthusiastischen Höhen gehört in eine auch noch fehlende Biographie des Freiburger Professors. Aber hat F. X. Kraus diesen „bayrisch-ultramontanen Fonds“ nicht viel zu spät bemerkt und mit „Opportunismus“ diskreditiert, was in Wirklichkeit die Sorge um die Zeit „nach dem Konzil“ war?

Im Jahr 1878 nennt Charlotte Blennerhasset in einem Brief an Döllinger ihre Freundschaft mit ihm einen „notwendigen Bestandteil“ ihres Lebens und bittet sie ihn „inständig“, sich zu sagen, „daß meine ganze Seele Ihnen gehört“. Diese treue Zugehörigkeit gründete in ihrem Charakter, tiefer noch in ihrem Vertrauen, daß der Herr der Kirche alles zum Heil wendet – auch den Weg ihres exkommunizierten Freundes.

ANMERKUNGEN

¹ Ignaz v. Döllinger, Briefwechsel, bearb. v. Victor Conzemius. Bd. 4: I. v. Döllinger – Charlotte Blennerhasset 1865–1886 (München 1981) XLV S. „Einleitung“ und Lit. Verz., 686 S. Briefe (237 v. D., 194 v. Ch. B.), 30 S. „Tagebuch“, 3 S. „Testament“. – Die Edition hatte die schwierige Aufgabe, die vielen in der Korrespondenz genannten und teilweise unbekannten Personen nachzuweisen. Die detaillierten Angaben zur umfänglichen neueren Lit. über die Zeit des Vatikanum I sind besonders dankenswert (auf diesem Niveau wirken dann Anmerkungen wie: „L. v. Ranke, der bekannte Historiker“, ein wenig deplaziert). Die 12 Abbildungen, meist aus dem Besitz der Familie Ch. B., sind eine Kostbarkeit.

² F. X. Kraus, Tagebücher, hrsg. v. H. Schiel (1957) 372; vgl. O. Köhler in: *Kath. Theologen Deutschlands im 19. Jh.*, hrsg. v. H. Fries u. G. Schwaiger, Bd. 3 (1975) 241–275.

³ Es handelt sich um das eindrucksvollste Buch von Alban Stolz, dessen 100. Todestag die Erzdiözese Freiburg in diesem Jahr erinnert. Ch. B. wird ihm nicht gerecht, wenn sie ihm auch zugesteht, „reich an schönen Bemerkungen“ zu sein. Vgl. O. Köhler, Alban Stolz und Heinrich Hansjakob, in: *Gestalten und Ereignisse. 150 Jahre Erzdiözese Freiburg* (Karlsruhe 1977); ders., zum 100. Todestag von A. Stolz, in: *Konradskalender 1983* (Karlsruhe).

⁴ Daß es nach 1886 keinen editionswerten Briefwechsel zwischen D. und Ch. B. mehr gibt, hängt vielleicht nicht nur, wie V. Conzemius bemerkt, mit der räumlichen Nähe zusammen, die in früheren Jahren lange Briefe nicht ausschloß.